



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

M.-P., G.: Wilhelm Jensen als Lyriker

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Wilhelm Jensen als Lyriker



ilhelm Jensen ist wegen seiner Romane einmal ein Realist genannt worden. Aber dieses Urteil trifft nicht zu. Kaum ein zweiter zeitgenössischer Schriftsteller steht dem Realismus so fern wie er. Hierin kann ein Lob liegen, es kann aber auch als Tadel aufgefaßt werden. In Jensens Romanen tritt nach meiner Meinung ein zu weitgehender Mangel an Lebenswahrheit hervor. Man stößt allzu häufig auf sachliche oder psychologische Unwahrscheinlichkeiten. Und wollte man seine Romantechnik mit dem Maßstabe der Spielhagenschen Theorie von der Objektivität des Dichters messen, so würde sie nicht bestehen können. Spielhagen — darin ein Jünger Goethes und Schillers — will, daß der Epiker mit seinem persönlichen Wissen von den Dingen und Personen, die er darstellt, völlig hinter seiner Dichtung verschwinde; jede Einmischung des Dichters in sein Werk ist ihm gleichbedeutend mit einer zeitweiligen Aufhebung des dichterischen Geschäfts. Freilich, diese vollendete Objektivität wird immer nur ein Ziel sein, das man nie ganz erreichen kann; gänzliche Absonderung einer persönlichen Beimischung — das hielt Wilhelm Scherer mit Recht Spielhagen entgegen — ist unmöglich. Aber bei Jensen ist auch nicht das leiseste Streben nach Objektivität bemerkbar, er ist der subjektivste Erzähler. Er kann seine persönlichen Empfindungen und Betrachtungen nicht zurückdrängen; er kann die Dinge nie sich selbst darstellen lassen. Er individualisiert seine Personen nicht; sie sind immer nur Träger seiner eignen Ansichten. Er und sie sind eins. Durch diesen Mangel an Objektivität werden seine Romane dicht in die Nähe der Lyrik gerückt. Ganz abgesehen davon, daß er durch Einmischung von Lyrik schon äußerlich die beiden Dichtungsgattungen nicht streng scheidet, glaubt man in seinen Romanen oft mehr einen Lyriker als einen Epiker zu hören. Die Stimmungen darin sind oft zauberhaft lyrisch, sachlich durchaus nicht.

Trotz dieser Schwäche, die ja dem großen Publikum weniger deutlich wird als dem mäkeldenden Kritiker, erfreuen sich Jensens Romane einer großen Beliebtheit. Sie verdanken das der Fülle von Poesie, die der Dichter verschwenderisch über seine Werke ausgießt, die süß berauschend wirkt und das kritische Auge leise umflort. Kein Wunder, daß seine dichterische Fähigkeit

noch weit mehr, als in seinen Romanen, in seiner Lyrik zum Ausdruck kommt. Es ist, als ob sich seine Muse nicht wohl fühle auf dem Boden der Wirklichkeit, als ob sie nicht immer ein rechtes Verständnis für die Gedanken und Gefühle der Menschen hätte, als ob sie sich erst hinauszretten müßte in die herrliche Natur, in den Wald, ans Meer, wo sie die drückenden Fesseln abwerfen, das beengende Menschengewand abstreifen und sich in ihrer natürlichen Schönheit zeigen darf. Freilich sind Jensens Gedichte nur dem kleinsten Teile des Publikums bekannt. Dies Schicksal teilt er mit seinem Landsmann Storm, auch mit Fontane und Heyse. Daß aber gerade die Lyrik Jensens ureigenstes Gebiet ist, beweist die kürzlich erschienene Sammlung seiner Gedichte: Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildnis des Dichters. (Weimar, Emil Felber, 1897.)

Jensens Muse trägt jährlich ein paar Bände zu Markte, da der Dichter nur selten die Feder aus der Hand legt. Aber er dichtet mehr für sich als für andre. Es ist eine Mußestundenlyrik, eine Art Freistundenübung. Jensen dichtet nicht nur, wenn ihn etwas zum Dichten treibt, wenn eine Stimmung, ein Gefühl in ihm nach dichterischem Ausdruck verlangt, wenn es in ihm stürmt und gährt: er dichtet immer, täglich, auch wenn ihn Glück und Friede umfassen. Daher geben seine Gedichte ein vollständiges Lebensbild des Dichters. Ihre Schönheit liegt nicht immer aufdringlich zu Tage, aber dem eingehenden Beobachter erschließt sie sich um so herrlicher. Für solche, die gereizt, gekitzelt werden wollen, bietet die Sammlung nichts. Man legt das Buch nicht mit einem Stachel im Herzen aus der Hand, sondern mit einem Gefühl der Beruhigung, Erhebung, Läuterung. Es ist eine Betrachtungs- und Gefühlslyrik, die nachempfunden werden muß; Gedanken, die das Leben eines Mannes erfüllt haben, voll tiefem Phantasie- und Gemütsreichtum, Stimmungsbilder, deren Themen nicht immer neu sind, denen aber doch der Stempel eigenster Empfindung aufgedrückt ist.

Jensen hat in der „Geschichte des Erstlingswerks“ mit viel Humor erzählt, wie er seinerzeit in seinem Erstling ein bißchen herumzublätern angefangen habe und unwillkürlich einmal auf den Umschlag nach dem Autornamen habe sehen müssen, da es ihm plötzlich gewesen sei, als hätte sich die löbliche Verlagsbuchhandlung vergriffen und ihm Exemplare einer Novelle seines lieben Landmanns Storm zugeschickt. Dieser nachhaltige Einfluß Storms ist in den Gedichten nicht so stark zu spüren wie in den Novellen der ersten Zeit, und es ist sehr schwer zu sagen, wann diese Abhängigkeit aufgehört und Jensen eigne Töne gefunden hat, wie es überhaupt kaum möglich ist, in dieser Lyrik eine Entwicklung nachzuweisen. Ich wenigstens wage nicht zu entscheiden, was der Süngling, was der Mann gedichtet hat. Jensens lyrisches Talent muß schon früh ausgereift gewesen sein. Die Zahl der Gedichte, die als unsicher und spröde in der Form Anstoß erregen, oder als gedankenleer und flach ein-

drucklos bleiben, ist sehr gering. Sowohl dem Inhalt als der Form nach haben wir hier Schöpfungen eines echten Dichters.

Jensen hat auf seiner Wanderung vom Heimatlande Holstein nach dem Süden, der ihn früh angelockt hat und noch heute gefangen hält, mit offenem Auge und tiefem Sinn die Natur studiert. Sie ist ihm eine liebe, fördernde Lehrmeisterin gewesen. Ihr entnimmt er seine schönsten Gleichnisse. Man muß diese Naturhymnen neben die Erzeugnisse mancher heutigen Dichterlinge stellen, um zu sehen, wie er die Natur mit ihren kleinsten Wesen angeschaut und verstanden hat. Diese Liebe zur Natur, diesen regen Sinn für sie hat die Heimat in ihm erweckt. Selbst über den Reizen des Südens hat er doch den Norden nie vergessen können. Sein Heimatsehnen hat er in viele Lieder ausgeströmt:

Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,  
Drauf braun und buntgeschreckt die Kinder stehn,  
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,  
Die blaue See in Sonnenweite sehn;  
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben  
Aus ihrem Anblick schauernd überließ,  
Noch einmal wachend möcht' ich wieder haben,  
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Und die, die nach Italien zogen, denen der Tiber zum Styx wurde, fragt er tadelnd: „Bot euch die Heimat Ehtes nicht genug?“ Italien ist ihm „der Schönheit Bild, doch einer seelenlosen.“

Jenes Brangen,  
Es bleibt der Fremde Glanzgebild und Schein.  
Aus ihren Marmorsäulen zog ein Bangen  
Mich sehnsuchtschwer zu deutschem Schattenhain.

Nach Italiens Töchter haben keinen Reiz für ihn:

Ihr Auge blitzt, ihr schöner Busen wallt,  
Es kocht ihr Blut der Heimat Sonnenflamme,  
Doch sind sie leer im Kopf und herzenskalt.

Und ähnlich denkt er auch später in den Liedern aus Frankreich sehnsüchtig der Heimat.

Die Heimat lieben und sich dennoch freiwillig aus ihr verbannen, ist ein Beispiel für das Gegensätzliche in Jensens Natur. Viel ausgesprochener ist aber noch ein anderer Widerstreit der Gefühle, der seine ganze Lyrik erfüllt. Der Dichter, der noch in der Fülle der Kraft und Gesundheit steht, der noch mit Jugendfrische die Güter des Lebens in seine Arme schließt, klagt doch zugleich, „daß nichts bestehet, daß alles Irdische verhallt.“ Memento mori!

So könnte die Überschrift des Hauptkapitels seiner Lyrik lauten. Dieser Todesgedanke, dieses dauernde Denken an die allgemeine Vergänglichkeit zieht durch einen großen Teil seiner Gedichte. Fast selbstquälerisch erinnert er immer wieder daran, wie wenig Hoffnungen sich uns erfüllen, und wie wir selbst für den kleinen Teil des gehofften Glücks, der uns vielleicht zufällt, mit schwerem Leid büßen müssen. Er kann die Sonne nicht sehen, ohne daran zu denken, daß sie untergeht. Neben den Menschen geht ihm ein Zähler her, der unsre Schritte, unsre Atemzüge, unsers Herzens Schläge zählt. Mehr als einmal spricht er von der Zeit nach dem Tode. In einem unruhvollen Schlaf im Felde träumt er, wie ein Brief, der seinen Tod meldet, in die Heimat gelangt, und welchen Eindruck er hervorruft. Sogar einen heimlichen Besuch bei den Seinen nach dem Tode malt er sich aus. Und doch lehnt sich alles in ihm gegen den Tod auf:

Da wirds nicht schlafen mich lassen  
Im dunkeln, engen Gemach,  
Allmächtig wird es mich fassen,  
Mein Herz wird alzuwach.

Es wird aus der Brust mir drängen  
Ein göttlicher Sehnsuchtstrieb  
Und meine Kammer zersprengen —  
Ich hatte die Sonne zu lieb.

Kein Wunder, daß diese Gedanken oft zu der zersekenden Reflexion seines Landsmanns Hebbel ausarten:

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,  
Dies ewige Werden zum Bergehn;  
Dies Täuschen, wie man Kranke trägt  
Und ihrem Schmerz Genesung lügt;  
Dies Lachen blinder Gegenwart,  
Das stets des Todesstreiches harrt,  
Daß keinen Herzschlag du vergißt,  
Wie alles nur zum Sterben ist.

Warum uns mühen und ruhelos jagen, warum uns begeistern und erglücken, wenn von uns und unsers Geistes Trachten doch nur toter Staub und Moder übrig bleibt! Sind wir deshalb mit der Vernunft beschenkt worden, daß wir all dieses Sammers nur umso deutlicher bewußt werden!

Warum denn uns nur sehend werden lassen,  
Daß wir den Blick in seinen Abgrund senken  
Und das Entsetzen der Vernichtung fassen?  
Wir, ärmer als der Halm, der Baum, das Tier,  
Die um uns an des Daseins Freude prassen

In sorglosem Genuß. Wir aber, wir,  
 Des Schaffens höchster Ausdruck, das Organ,  
 Drin seiner selbst bewußt es ward, die Zier  
 Des großen Alls, wir schauen nur als Wahn  
 Des Daseins Freude, nur als welkend Laub,  
 Bestimmt, zu fallen mit des Herbstes Nahn.

Man sollte erwarten, daß ein solcher Dichter nun epikureisch dazu aufforderte, die Gegenwart zu genießen und sich an guten Tagen zu freuen. Aber solche Gedichte, die uns ein horazisches *Carpe diem!* zurufen, sind ganz selten bei ihm. Abermals ein Widerspruch. Jensen liebt den Augenblick nicht. Ihn beglückt nur ein Sichversenken in die Vergangenheit oder in die Zukunft, Erinnerung, Sehnsucht, Träume, Visionen. „Kuf' dir, was war, zurück und leb' im Einst!“ „Heute noch, wie einst dem Kinde, pocht ein Sehnen, ungestillt.“ Mit der Neigung der Romantiker versenkt er sich in die Märchenpracht einer lockenden Zauberwelt. Die feenhaft beschwingten Falter, die zaubermächtigen Sonnenkinder, die schon des Knaben Sinn berückt haben, sind die lichten Genien seines Lebens gewesen. Sie haben das Sehnen und Bangen seiner Seele geregt und seine Träume belebt. „Die Sehnsucht ist das Glück.“ Und wie uns diese verzehrende überirdische Sehnsuchtsglut ins Herz gelegt worden ist, erzählt wunderbar das lyrisch-epische Gedicht „Vilith.“

Nur ein geringer Raum ist der Liebeslyrik gegönnt. Jensens Liebeslieder atmen eine Reinheit und Keuschheit, wie sie heute selten ist. Jeder Zug ins Lüsterne fehlt ihnen. Sie feiern nicht die Liebe, „die sich offen vor dem Licht des Tags bekennt,“ sondern die, „die zum Herzen wie ein scheuer Frevler schleicht.“

Süßer, ach, vielleicht umfassen  
 Von der Liebe Seligkeit,  
 Als die ruhewollen Wangen,  
 Die von Schuld und Scheu befreit —  
 Süßer, ach, ist dieses Bangen,  
 Dies Erringen, dies Verlangen,  
 Dieses Glück und dieses Leid!

Eine feine Definition, was Liebe sei, giebt das lyrisch-epische Gedicht „Die Schiedsprecherin,“ in dem die Liebe in persona auftritt. Sie ist ein Doppelbild, in dessen Antlitz seltsam in einander fließend Keuschheit und Wollust die Feindschaft ihres Wesens zu hohem Bunde hold vereinen!

Wie Jensen die zartesten Regungen einer Frauenseele zu deuten, ihr ganzes Fühlen nachzufühlen vermag, zeigt der kleine Liedereyklus „Aus Frauenherzen“ und vor allem das ergreifende Gedicht „Bekentnis.“ Wunderbar, wie hier das vor der Zeit hinsterbende Weib noch einmal in jammernder Sehnsucht nach seinem verweigerten Recht aufschreit und dadurch den Sturm in der Brust beschwichtigt!

Und Bogen der Sehnsucht	Von Armen umschlungen,
Durchfluten die Brust mir	In Armen versunken,
Nach dem, was des Weibes	Zu ruhn, zu vergehen
Bestimmung und Glück:	In seligem Traum —
Die Augen zu tauchen	Ein Kind zu empfangen,
In fragende Augen	Ein Kind zu gebären,
Mit stummer Bejahung —	Am Busen zu bergen,
An Lippen der Liebe	Zu nähren mit eignier
Zu hangen, zu trinken	Belebender Kraft —
Berauschte Wonne —	

Überhaupt kennt Jensen alle Triebe, die sich in Menschenherzen regen, die Naturkräfte, die eine dämonische Gewalt über uns haben und, wenn sie des Lebens Majestät packt, mit schwellender Kraft den lähmenden Kettenzwang der Alltäglichkeit zerreißen, wie jene kleinen Mängel und Gebrechen, die Duldsamkeit erheischen, und über die es thöricht wäre sich zu ereifern. Die Menschen sollen nie vergessen, daß sie Menschen sind und auf der Erde leben. Und in einem humorvollen Gedicht führt Jensen den Satz Blumauers aus: „Wo Menschen sind, da sind auch Übel! Mit ihrer Zahl wächst ihre Kummernis.“ Er träumt, daß die Menschheit bis auf ihn und die Geliebte ausgestorben sei.

Wir waren allein  
Wie Adam und Eva im Apfelhain,  
Die ganze Welt war herrlich leer  
Von allem Gesindel um uns her.

Da reißt die Frucht ihrer Liebesblüte heran und bringt selbst schon neue Blüten; Sekunden werden zu Jahren, Kinder zu Enkel- und Urenkelscharen:

Und eh wir begriffen, wies geschah,  
War all das Gesindel wieder da  
Und füllte die ganze Welt umher,  
Als obs nie ausgestorben wär.

Alle in der Natur des Menschen liegenden Mängel findet der Dichter entschuldbar; aber er ist ein bitterer Feind alles Unnatürlichen und Gemachten. Heuchelei und Konvention, Etiketten- und Schmarotzerwesen ist ihm im Grunde seiner Seele zuwider. Er bespöttelt den Egoismus, die Blasfrtheit und Selbstgefälligkeit und geht mit der Verlogenheit scharf ins Gericht. Er ist selten schroff im Ausdruck, aber wenn er der sogenannten guten Gesellschaft beikommen kann, wird sein Ton hart, schneidend, scharf. Ihm, der ebenso wie seine Helden mit Verachtung auf Ämter und Titel herabsteht, der vor keinem Bösen gekniet hat, müssen alle Knixer und Schmeichler widerlich sein, über sie gießt er seinen Spott aus. Er buhlt nicht um Gunst, ja er sieht das Beifallklatschen der Menge mißtrauisch an. Nur dann und wann aus gutem Munde ein Freundeswort zu vernehmen, das scheint ihm ein schöner Ehrenpreis.

Diese tüchtige deutsche Gefinnung bringen vor allem auch die „Lieder aus Frankreich“ zum Ausdruck, die, seinerzeit ohne des Dichters Namen erschienen, nun die vorliegende Sammlung abschließen. Sie überflügeln weit alles, was der große Krieg 1870/71 an Kriegsliryik hervorgebracht hat, jene Entrüstungsschreie und Schlachtgefänge, die seit den Kriegsjahren durch die Schulen geschleppt werden und noch heute nachtröpfeln. Jensen ist kein Freund des Krieges mit seinem Morden und Blutvergießen, aber „der Krieg muß sein, wie der scharfe Ost, der die Welt von Krankheit reinigt! Es muß ja sein, daß sich unser Volk gegen den Mord verteidigt!“ Und dieses Gefühl, daß wir für das Heiligste, was jeder im Herzen bewahrt, im Felde stehen, giebt uns die Kraft zum Vollenden, macht uns das Bittere und Rauhe des Krieges süß und angenehm. Die erduldeten Strapazen wandeln sich in frohe Erinnerungen um, und mit köstlichem Humor wird das lustige Soldatenleben gepriesen. Was diese Jensen'schen „Lieder aus Frankreich“ ganz besonders über die neumodische Kriegsliryik erhebt, ist der Takt, mit dem jegliches Gepolter gegen die Franzosen verschmäh't wird. Sie sind Menschen wie wir, und so werden sie, unterliegend, nicht verspottet. Der Jammer des fremden Landes dringt tief in das Innere des Dichters ein. Er vergleicht Frankreich, wie es besiegt daliegt, mit der im Leide versteineten kinderlosen Niobe, die Apollo für ihren Hochmut bestraft hat.

Die Soldatenlieder allein schon sollten dieser Sammlung eine möglichst große Verbreitung verschaffen. Freilich ein Wunsch, der etwas kühn erscheint in einer Zeit, wo Gedichtbücher klanglos vorüberzugehen pflegen. Seder aber, der sich in diese Liryik vertieft hat, wird nicht mehr bloß von dem Novellisten und Romanschriftsteller Jensen sprechen, sondern auch von dem Liryker. Und viele werden wahrscheinlich fortan lieber den Liryker als den Epiker hören wollen. Ich wenigstens habe diesen Wunsch.

Berlin

G. M. P.



## Schulmißhandlungen



m vorigen Jahre veröffentlichten die Grenzboten einen Bericht über Mißhandlungen von Schülern in einer hannoverschen Schule. Was da erzählt wurde, war so haarsträubend, daß ich, aufrichtig gesagt, an der Zuverlässigkeit der Berichterstattung zweifelte. Ich hielt die Schilderung für übertrieben; es schien mir nicht möglich, daß so etwas in dem Lande der Intelligenz vorkommen könne, noch